

(Nachdruck verboten.)

81] Die Inselbauern.

Roman von August Strindberg. Deutsch von Emil Schering.

„So gehts nicht weiter!“ äußerte Carlsson, der bisher still gewesen war.

„Es muß gehen,“ sagte Flod und stemmte die Schulter gegen den Schlitten; aber wir müssen auf der Möwenklippe landen, um etwas Essen zu uns zu nehmen.

Und damit steuerte man auf die Klippe zu, die mitten in der freien Meeresfläche lag.

Sie war indessen entfernter, als man geglaubt hatte; und sie änderte ihr Aussehen, je näher man ihr kam; schließlich aber hatte man sie auf Rabellänge vor sich.

„Wuhne voraus!“ schrie Norman, der Ausguck hatte; „nach links halten!“

Die Schlittentufen machten eine Schwenkung nach links. Immer weiter nach links; schließlich hatte man die Klippe umgangen. Infolge der letzten Sonnenwärme oder der warmen Grundströmung hatte die Klippe sich selber abgeschnitten und schien von keiner Seite zu erreichen zu sein, wenigstens nicht auf Schlittentufen.

Die Dämmerung fiel, guter Rat war teuer; Flod, der den Befehl über alle Manöver übernommen hatte, entwarf sofort einen Angriffsplan: das Boot sollte in die Wuhne geschoben werden, und im selben Augenblick sollten sich alle Mann hineintwerfen und an die Riemen setzen.

Gesagt, getan.

„Eins, zwei, drei!“ befahl Flod.

Das Boot schoß vor, ließ die Schlittentufen zurück, kippte — und der Sarg rutschte in die See.

Aus Schreck vergaßen Flod und Carlsson, die hinten waren, ins Boot zu springen und blieben auf dem Rand des Eises stehen, während Rundqvist und Norman sich retteten.

Der Sarg war schlecht gefügt, füllte sich mit Wasser und sank, ehe jemand soweit zur Besinnung kam, um an etwas anderes als sich selber zu denken.

„Jetzt gehen wir sogleich nach der Pfarre!“ befahl Flod, der heute mehr handelte als überlegte.

Carlsson machte Einwendungen; aber auf Gustavs Frage, ob er lieber die ganze Nacht hier stehen wolle, konnte er nichts erwidern, zumal er sah, daß keine Aussicht war, den Sarg zu heben.

Rundqvist und Norman arbeiteten sich inzwischen ans Land und schrien den Kameraden zu, nachzukommen. Flod aber antwortete nur, indem er mit der Hand Adieu winkte und nach Süden zeigte, wo die Pfarre lag.

Eine lange Weile wanderten Carlsson und Flod still dahin; Gustab voran mit dem Eispickel, um zu prüfen, ob das Eis hielt; Carlsson hinterdrein, den Rockfragen in die Höhe geschlagen. Ihm war schauerlich zumute, da seine Frau ein so schnelles und klägliches Ende gefunden, und die Schuld dafür würde man sicher auf ihn schieben.

Als sie eine halbe Stunde gegangen waren, blieb Gustab stehen, um zu verschnaufen. Dann sah er sich nach Rissen und Ufern um, um zu bestimmen, wo er sich befand.

„Zum Teufel, wir sind verkehrt gegangen!“ brummte er; „das war ja gar nicht die Möwenklippe; die liegt ja dort!“ Und er zeigte nach Osten. „Und dort haben wir die Kiefer von Gillsöga.“

Auf einer langgestreckten Insel nach der Landseite zu stand eine einsame Kiefer, die von einer abgeholzten Waldhöhe übrig geblieben war und mit ihren beiden einzigen Nesten einem optischen Telegraphen glich; sie war als Seezeichen oder Landmarke bekannt.

„Und dort haben wir die Trätschäre.“

Er sprach zu sich selbst und schüttelte den Kopf.

Carlsson wurde bange, denn er war in diesem Inselmeer nicht zu Hause und hatte zu Gustavs Wissen unbegrenztes Vertrauen gehabt.

Flod hatte inzwischen Bestock genommen, änderte den Kurs und setzte sich mehr nach Süden in Bewegung.

Die Dämmerung war gekommen, aber der Schnee leuchtete etwas, daß sie Landmarke halten konnten. Sie sprachen kein Wort, aber Carlsson hielt sich dicht hinter seinem Führer.

Plötzlich blieb dieser stehen und lauschte. Carlssons ungewohntes Ohr hörte nichts, aber Gustab vernahm ein schwaches Rauhsen von der Ostseite, wo eine Wolfenwand dichter und schwärzer als der Nebelschleier, der den Gesichtskreis verhüllte, aufgestiegen war.

Sie standen eine Weile still, bis Carlsson ein schwaches Brausen und Rauhsen hören konnte, das sich näherte.

„Was ist das?“ fragte er und trat dichter an Gustab heran.

„Das ist die See!“ antwortete der. „In einer halben Stunde ist der Ostwind hier mit einem Schneesturm, und wenns schlimm kommt, bricht das Eis auf. Dann weiß der Teufel, was aus uns wird. Nur schleunigst weiter!“

Er fing an zu laufen; Carlsson hinter ihm drein; der Schnee wirbelte ihnen um die Füße und das Brausen schien ihnen zu folgen.

„Jetzt ist es aus mit uns!“ schrie Gustab und blieb stehen, auf ein Licht zeigend, das in Südost hinter einer Kobbe blühte. „Der Leuchtturm brennt! Die See geht offen!“

Carlsson verstand die Gefahr nicht, aber er sah ein, daß es schlimm stand, wenn Gustab zitterte.

Jetzt hatte der Ostwind sie gefaßt; aus der Entfernung eines Steinturms konnten sie die Schneewand kommen sehen, wie einen dunklen Schirm; und gleich darauf waren sie von Schnee umgeben, der dicht, dicht fiel, und schwarz wie Ruß war. Es wurde ganz dunkel um sie und das Licht des Leuchtturms, das noch einen Augenblick bleich und undeutlich wie eine Nebensonne ihnen den Weg gezeigt hatte, erlosch schließlich.

Gustab lief in starkem Trab weiter. Carlsson folgte, so gut er konnte; aber er war ziemlich fett und konnte nicht gleichen Schritt halten, kam außer Atem; bat Gustab, langsamer zu laufen; der aber hatte keine Lust, sich zu opfern, sondern lief, lief ums Leben. Carlsson packte ihn am Rockschöß, bettelte und flehte, er möge ihm nicht fortlaufen; versprach Gold und grüne Wälder, beschwor ihn bei seiner Seligkeit und Pein, aber nichts half.

„Jeder für sich und Gott für uns alle!“ antwortete Gustab und bat Carlsson, sich einige Schritte von ihm entfernt zu halten, sonst könne das Eis brechen.

Das schien es auch zu tun, denn hinter ihnen trachte es immer mehr und mehr. Was schlimmer war, das Brausen näherte sich jetzt so deutlich, daß man hörte, wie die Wellen gegen Riffe und Eisrand schlugen; auch waren die Möwen ertwacht und schrien nach unerwarteter Weite.

Carlsson leuchte und schnaubte; der Abstand zwischen ihm und Gustab vergrößerte sich; schließlich befand er sich allein in der Finsternis. Da blieb er stehen, suchte nach den Spuren, fand keine; rief, aber bekam keine Antwort. Das war die Einsamkeit, die Finsternis, die Kälte, das Wasser, das den Tod brachte.

Von Furcht aufgejagt, setzte er sich noch einmal in Bewegung; lief so, daß die Schneeflocken zurückblieben, obwohl sie dieselbe Richtung wie er hatten; dann rief er wieder.

„Dem Wind folgen, dann kommt er westlich ans Land!“ hörte er eine fliehende Stimme aus der Finsternis; dann ward es wieder still.

Bald aber hatte Carlsson keine Kräfte mehr, um laufen zu können. Mutlos verlangsamte er seinen Lauf, ging Schritt vor Schritt, ohne Widerstand leisten zu können, während er die See hinter sich kommen hörte, brausend, prustend, ächzend, als sei sie eigens auf nächtlichen Raubzug ausgezogen.

Pastor Nordström hatte sich um acht Uhr ins Bett gelegt, um seine Zeitung zu lesen; dann war er in einen schweren Schlaf gesunken. Aber gegen elf Uhr fühlte er den Elbogen seiner Alten in der Seite und hörte sie rufen.

„Erich! Erich!“ hörte er im Schlaf.

„Was ist denn? Kannst Du nicht ruhig sein!“ Inurrte er halbwach.

„Ruhig? Bin ich etwa nicht ruhig!“

Rangatmige Erklärungen fürchtend, beeilte sich der Pastor zu beteuern, er sei von ihrer Ruhe überzeugt, machte mit einem Streichhölzchen Feuer und fragte, was los sei.

„Es ruft jemand im Garten! Hörst Du nicht?“

Der Pastor lauschte und setzte die Brille auf, um besser hören zu können.

„Ja, wahrhaftig! Wer kann das sein?“

„Geh doch und sieh nach!“ antwortete seine Frau und gab dem Alten einen neuen Stoß.

Der Pastor zog Unterhosen und Pelz an, schob die Füße in seine Ueberschuhe, nahm die Flinte von der Wand und setzte ein Zündhütchen darauf, schüttelte das Zündpulver hinein und ging hinaus.

„Wer da?“ rief er.

„Hlod!“ antwortete eine dumpfe Stimme hinter der Gliederhecke.

„Was ist denn los, daß Du so spät kommst? Liegt die Alte in den letzten Zügen?“

„Noch schlimmer!“ Klang Gustavs mitgenommene Stimme. „Wir haben sie verloren.“

„Verloren?“

„Ja, auf der See haben wir sie verloren.“

„Aber komm doch in aller Welt herein und steh nicht da in der Kälte.“

Gustav sah beim Lichtschein wie ein ausgeblasenes Ei aus, da er den ganzen Tag weder gegessen noch getrunken, und außerdem wie ein Hund mit dem Ostwind hatte um die Wette laufen müssen.

Nachdem er dem Pastor in einem Atem den ganzen Verlauf erzählt hatte, ging er zu seiner Alten hinein; nach einem kleinen Sturm von einigen Minuten erhielt er den Schlüssel zu einem gewissen Schrank in der Küche, in die er den Schiffbrüchigen führte.

(Schluß folgt.)

7)

fettchen.

(Nachdruck verboten.)

Erzählung von Guy de Maupassant.

Deutsch von E. W.

Plötzlich erschien am Ende der Straße der Offizier. Gegen den Schnee, der den Horizont begrenzte, hob sich seine lange Gestalt ab wie eine Wespe in Uniform. Er ging mit gespreizten Knien, in jener den Militärs eigentümlichen Bewegung, um sich die sorgfältig gewichsten Stiefel nicht zu beschmutzen.

Er verbeugte sich beim Vorübergehen vor den Damen und blickte die Männer verächtlich an, die übrigens Würde genug hatten, nicht zu grinsen, wenn auch Voiseau Miene machte, den Hut zu ziehen.

Fettchen war bis in die Ohren errötet, und die drei verheirateten Frauen empfanden eine große Erniedrigung, daß sie der Soldat in der Begleitung dieses Frauenzimmers traf, das er so burlesk behandelt hatte.

Dann sprachen sie von ihm, von seiner Figur und seinem Gesicht. Frau Carré-Lamadon, die viele Offiziere gefannt hatte und sie als Kenner beurteilte, fand ihn gar nicht übel; sie bedauerte sogar, daß er kein Franzose sei; er hätte einen ganz hübschen Husaren abgegeben, nach dem sicher alle Frauen verrückt gewesen wären.

Zu Hause wußten sie nichts anzufangen. Sie stritten bissig sogar über gleichgültige Dinge. Das Nachtesfen verlief schweigend und schnell; und alle gingen zu Bett, um durch den Schlaf die Zeit zu töten.

Am nächsten Morgen kamen sie mit müdem Gesicht in verzweifelter Stimmung herunter. Die Frauen sprachen kaum mit Fettchen.

Eine Glocke läutete zu einer Taufe. Das dicke Mädchen hatte bei Bauersleuten in Yvetot ein Kind. Sie sah es nur einmal im Jahr und dachte nie daran; aber der Gedanke, daß ein Kind getauft wurde, erweckte in ihrem Herzen eine plötzliche heftige Zärtlichkeit für ihr eigenes, und sie wollte durchaus an der Feier teilnehmen.

Sowie sie fort war, blickte sich alles an; man rückte die Stühle zusammen, denn man fühlte klar, daß man schließlich zu irgendeiner Entscheidung kommen mußte. Voiseau hatte eine Erleuchtung; er wollte dem Offizier vorschlagen, Fettchen allein zurückzuhalten und die anderen abreisen zu lassen.

Herr Jollenbie übernahm auch diesen Auftrag, aber er kam alsbald zurück. Der Deutsche, ein Kenner der Natur des Menschen, hatte ihn vor die Tür gesetzt. Er erklärte, sie sämtlich zurückbehalten zu wollen, bis sein Verlangen befriedigt sei.

Da brach in Frau Voiseau das Temperament der Gasse hervor: „Wir werden doch hier nicht an Altersschwäche sterben! Es ist doch

das Geschäft von solchem Luder, das mit allen Männern zu machen, sie hat also gar nicht das Recht, mit einem eine Ausnahme zu machen. Ich bitte Sie, das hat alles genommen, was es in Rouen gefunden hat, sogar Kutscher! Jawohl, gnädige Frau, der Kutscher der Präfektur! Ich weiß es am besten, er kauft seinen Wein bei uns. Und heute, wo sie uns aus einer Verlegenheit helfen soll, spielt sie die Spröde — diese Kognase! . . . Ich finde, daß dieser Offizier sich höchst anständig benimmt. Er leidet vielleicht schon lange Not, und wir waren drei hier, die er sicherlich vorgezogen hätte. Aber nein, er begnügt sich mit der Allerweltsbirne. Er respektiert die verheirateten Frauen. Bitte, er ist der Herr. Er hätte nur sagen dürfen: „Ich will“, und er konnte uns gewaltsam mit seinen Soldaten nehmen.“

Die beiden Frauen durchlief es etwas. Die Augen der hübschen Frau Carré-Lamadon funkelten und sie wurde ein wenig blaß, als wenn sie sich schon vom Offizier gewaltsam genommen fühlte.

Die Männer, die unter sich sprachen, kamen hinzu. Der rasende Voiseau wollte „diese Glende“ an Händen und Füßen gebunden dem Feinde ausliefern. Der Graf jedoch, der aus der Zucht von drei Volkstaster-Generationen stammte und eine Diplomaten-Natur hatte, war für ein geschicktes Vorgehen: „Man müßte sie gewinnen“, sagte er.

Sie konspirierten.

Die Frauen rückten zusammen. Man tuschelte, jeder gab seine Meinung zur allgemeinen Debatte, die übrigens durchaus anständig war. Insbesondere fanden die Damen die zartesten Wendungen und reizendsten Feinheiten im Ausdruck, um die schlüpfrigsten Dinge zu sagen. Ein Fremder hätte nichts begriffen, so sorgsam wendeten sie die Schutzvorrichtungen der Sprache an. Aber der dünne Fehlen Schamgefühl, der jede gebildete Frau verhüllt, bedeckt freilich nur die Haut. Sie schwelgten in diesem lästernen Abenteuer, und hatten im Grunde ihr tolles Vergnügen. Ganz in ihrem Element, wühlten sie in der Liebe mit der Luft eines lederen Rocks, der einem anderen die Speise bereitet.

Unwillkürlich wurden sie wieder heiter. Die Geschichte wurde am Ende drollig. Der Graf fand ein paar etwas gewagte Scherze, die aber so nett gewendet waren, daß sie zum Lachen zwangen. Voiseau hinwieder riß einige derbere Boten, ohne jemanden zu verletzen; und der Gedanke, den seine Frau so naht ausgesprochen hatte, beherrschte alle: „Wenn schon das Geschäft von dem Frauenzimmer ist, warum verweigert sie dem eher als einem anderen?“ Die hübsche Frau Carré-Lamadon dachte vielleicht sogar an ihrer Stelle würde sie den weniger zurückweisen als einen anderen.

Die Blodade wurde von langer Hand vorbereitet, wie bei einer belagerten Festung. Die Rollen, die jeder zu spielen hatte, wurden verteilt, die Berechnungen, auf die man sich stützen sollte, die Bewegungen, die auszuführen wären, wurden bestimmt. Der Angriffsplan wurde festgelegt, die Kriegslisten, die Ueberfälle, um diese lebendige Zitadelle zu zwingen, den Feind in ihrem Schoße aufzunehmen.

Cornudet indes blieb beiseite, und mischte sich gar nicht in diese Sache.

Die Gemüter waren so erregt und gespannt, daß niemand Fettchen kommen hörte. Der Graf flüsterte leise: „Est! Alle Augen blickten auf. Da war sie. Man schwieg jäh und eine gewisse Verlegenheit hinderte sie anfänglich zu reden. Die Gräfin, die in den Zweideutigkeiten der Gesellschaft gewandter war, fragte sie: „War die Taufe lustig?“

Das dicke Mädchen erzählte, noch bewegt, alle Einzelheiten, von den Menschen, ihrem Benehmen, sogar wie die Kirche aussah. Sie fügte hinzu: „Es tut so gut, manchmal zu beten.“

Bis zum Essen beschränkten sich die Damen darauf, liebenswürdig zu sein, um das Vertrauen und die Nachgiebigkeit gegen ihre Ratschläge zu steigern.

Bei der Tafel begannen sie sofort Fühlung zu nehmen. Anfangs war es eine unbestimmte Unterhaltung über die Aufopferung. Beispiele aus dem Altertum wurden angeführt: Jubith und Holofernes, Lucretia mit Sertus, Cleopatra, die durch ihr Schlafzimmer alle feindlichen Feldherren gehen ließ und sie dort zu Sklavendiensten erniedrigte. Dann entspann sich eine phantastische Geschichte, wie sie aus der Vorstellung dieser unwissenden Millionäre erzeugt wurde, von den römischen Bürgerinnen, die nach Capua gingen, um Hannibal nebst seinen Offizieren und der Phalang in ihren Armen einzuschläfern. Alle Frauen wurden genannt, die Eroberer hemmten, indem sie aus ihrem Körper ein Schlachtfeld schufen, ein Nachtmittel, eine Waffe; durch ihre heldenhaften Zärtlichkeiten widerwärtige oder verhaßte Menschen besiegten und ihre Keuschheit der Rache und der Aufopferung weihen.

In verhällten Wendungen sprach man sogar von jener Engländerin aus hervorragender Familie, die sich eine furchtbare ansteckende Krankheit verschaffte, um sie auf Bonaparte zu übertragen, der nur durch ein Wunder, durch eine plötzliche Schwäche, im Augenblick der verhängnisvollen Schatzestunde gerettet wurde.

Das alles wurde in anständiger und maßvoller Form erzählt, und zuweilen brach eine betonte Begeisterung hervor, geeignet Racheiferung zu wecken.

Schließlich hätte man glauben müssen, daß die einzige Aufgabe der Frau hienieden ein unablässiges Opfer ihrer Persönlichkeit, eine unaufhörliche Hingabe an die Lüste der Soldateska sei.

Die zwei Schwestern schienen nichts zu hören, tief in Gedanken versunken. Fettchen sagte nichts.

Den ganzen Nachmittag über ließ man sie nachdenken. Aber statt sie „gnädige Frau“ zu nennen, wie bisher, sagte man zu ihr einfach „Fräulein“; ohne recht zu wissen, warum; als ob man sie um eine Stufe in der Achtung, die sie erklommen hatte, herabsetzen, sie ihre schmähliche Lage fühlen lassen wollte.

Als die Suppe gereicht wurde, erschien Herr Follenbie und wiederholte die Frage von gestern: „Der preußische Offizier läßt Fräulein Elisabeth Rouffet fragen, ob sie ihre Meinung noch nicht geändert hat.“

Fettchen antwortete trocken: „Nein.“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Verregnete Sommer.

Von Dr. Richard Hennig-Berlin.

Mit was für Hoffnungen ging man nach dem langen Winter und dem sehr unfreundlichen und rauhen Frühjahr in den Sommer 1909 hinein, mit welcher Freude begrüßte man die ersten sommerlich heißen Tage um Ende Mai und Anfang Juni! Und dann? Wohin man auch hörte herrschte Heulen und Zähneklappern. Schlimme Nachrichten und einmütige Klagen ertönten von der See und vom Gebirge, von allen Seiten über die unfreundliche, kalte und regnerische Bitterung, die wieder einmal mit merkwürdiger Pünktlichkeit genau am ersten Ferientage der norddeutschen Schulen, am 5. Juli, einsetzte. Die Meldungen über unaufhörliche, langanhaltende Regengüsse, über Hochwasser in den verschiedensten Gegenden Deutschlands, über auffallend und andauernd kaltes Wetter, ja, sogar über unzeitgemäße Schneefälle (in den höhergelegenen Sommerfrischen der Schweiz und Tirols) häuften sich dann bis zu dem vor kurzem eingetretenen Wetterumschlag in einer geradezu bedenklichen Weise.

Wir sind ja freilich seit längerer Zeit mit erfreulichen, warmen, nicht zu nassen und nicht zu trockenen, nicht zu heißen und nicht zu kalten Sommern keineswegs verdöhnt worden. Seit dem Beginn des 20. Jahrhunderts haben wir in Mitteleuropa eigentlich erst einen einzigen, wirklich „schönen“ Sommer gehabt, den des Jahres 1901. Die anderen Jahre sind zum überwiegenden Teil verregnet, entweder ganz (1902, 1903, 1907) oder doch gerade in der Hauptreisezeit (1905, 1906, 1908), und das einzig übrig bleibende Jahr, 1904, verfiel ins gegenteilige Extrem und brachte eine ganz außerordentliche Dürre und zeitweise eine sengende Hitze, die zwar bekanntlich für den deutschen Weinbau höchst förderlich war, im übrigen aber vielfach als eine schwere wirtschaftliche Kalamität empfunden und auch von den Sommerreisenden keineswegs sehr freudig begrüßt wurde.

Welches sind nun die Ursachen dieser auffälligen Häufung ungünstiger Sommer in neuerer Zeit? — Diese naheliegende Frage ist leider nur schwer oder gar nicht zu beantworten. Bei näherer Betrachtung zeigt es sich nämlich, daß die Menge der sommerlichen Niederschläge — von einigen Jahren abgesehen, wo sie wenigstens in einem großen Teil von Deutschland abnorm war (1902, 1907) — meist nicht erheblich über das normale Maß hinausgegangen ist und daß eher die Häufigkeit der einzelnen Regenfälle in den nassen Sommern abnorm war. Damit stimmt die alte Erfahrung überein, daß in Deutschland nicht selten ein „verregneter Sommer“ eine geringere Niederschlagsmenge liefert als ein „schöner Sommer“, weil in dem letzteren in der Regel die Gewitter häufiger sind, von denen zuweilen ein einziges in wenigen Stunden mehr Wasser liefert, als eine sogenannte Regenperiode in ebenso viel Wochen. Was wir in den „verregneten Sommern“ als unangenehm empfinden, ist eben nicht so sehr die Menge der Niederschläge als ihre häufige oder gar regelmäßige Wiederkehr, in Verbindung mit der fast stets recht kühlen Temperatur, die durch die zahlreichen Regenfälle herbeigeführt wird. Auch im gegenwärtigen Sommer ist die Menge des gefallenen Niederschlages nicht gar so erheblich und hält sich in normalen Grenzen (in Berlin und in einigen Orten ist sie sogar unternormal!); nur an einigen Plätzen und an einzelnen Tagen waren große Regenhöhen zu verzeichnen; im übrigen aber wird der ungünstige Eindruck in erster Linie wieder durch die große Regenhäufigkeit und die starke Bewölkung bestimmt.

Solche „verregneten Sommer“, die zahlreiche, aber nur selten ergiebige Niederschläge und gleichzeitig unangenehm niedrige Temperaturen zu bringen pflegen, stehen in Mitteleuropa ausnahmslos unter dem Regiment westlicher Winde. Die Windfahne schwankt zwar allenfalls zwischen Südwest und Nordwest auf und ab, aber über diese Richtungen hinaus dreht sie sich oft wochenlang gar nicht oder nur vorübergehend für ein paar Stunden. Ein barometrisches Hochdruckgebiet lagert dauernd über dem südwestlichen, allenfalls auch westlichen Europa, und über Nordeuropa und dem nördlichen Mitteleuropa wandern unausgesetzt Luftdruckdepressionen vom Djean her in west-östlicher Richtung vorwärts und bringen den südlich von ihnen gelegenen Gebieten Regenfälle, zuweilen auch heftige Winde, und wenig sommerliche Temperaturen. Seit Wochen war dieser Wettertypus vorherrschend und nur für wenige Tage trat von Zeit zu Zeit eine nicht erhebliche Abänderung ein. Genau dieselbe, eben beschriebene Wetterlage (zweifellos die am häufigsten in Europa vorkommende und gleichzeitig die

am meisten durch Beständigkeit ausgezeichnete), die uns unser unangenehmstes und kühlestes Sommerwetter beschert, verursacht übrigens in der kalten Jahreszeit die für Mitteleuropa so ungemein charakteristischen, oft Wochen hindurch anhaltenden Perioden besonders milden und warmen, feuchten Winterwetters. Sie bedingt also im Sommer feuchtes und kühles, im Winter feuchtes und mildes Wetter, und diese ihre Eigentümlichkeit ist es nicht zum wenigsten, die Europas Klima so ungemein günstig erscheinen läßt, da sie uns im Winter vor arktischen Temperaturen, im Sommer vor regelmäßig wiederkehrender Dürre bewahrt, wie sie in anderen Landschaften oft außerordentlich lästig empfunden und verderblich zu wirken pflegen.

Die Tatsache, daß die oftmalige Wiederkehr der geschilderten Luftdruckverteilung allgemein klimatisch ein großer Segen für Mitteleuropa ist und vom volkswirtschaftlichen Standpunkte aus mit großer Freude begrüßt werden muß, kann freilich nicht darüber hinwegtrösten, daß dieselbe Wetterlage den Sommerreisenden zur Verzeiwung zu bringen vermag, wenn sie längere Zeit anhält, und nicht nur den Sommerreisenden, sondern nicht eben selten auch den Landwirt, für den eine langanhaltende Epoche nasser Bitterung zu gewissen Zeiten ebenso verderblich wirken kann, wie eine längere Dürreperiode. So weit ist es in diesem Jahre ja bisher noch nicht gekommen; die häufigen und vielfach ergiebigen Regenfälle, wie sie besonders in der ersten Julihälfte auftraten, mußten dem Landmann sogar recht willkommen sein, da das vorausgegangene Frühjahr und der Frühsummer, trotz ihrem vorwiegend rauhen und unfreundlichen Charakter, ein nicht unbedeutendes Manko an Niederschlägen aufzuweisen hatten. Freilich floß alsdann das Himmelsnaß an manchen Orten im Gebirge gleich bergartig in Strömen herab, daß nicht unbedeutende Hochwasser hier und da zu melden waren. Insbesondere in der Rheingegend, in Oberbayern und Tirol sowie in den stets so sommerlichen Uberschwemmungen mit besonderer Vorliebe heimgesuchten schlesischen Gebirgen schwellen die Flüsse und Bäche durch tagelange Gubregen zu beträchtlichen Höhen an, doch auch andere Gebirge in Mitteleuropa, speziell in ihren der Windrichtung zumeist ausgelegten westlichen und südwestlichen Teilen, sowie außerdem weite Gebiete der deutschen Tiefebene im Nordwesten hatten an einigen Tagen ungewöhnlich starke und anhaltende Regenfälle zu verzeichnen. Erhebliche Schäden durch Hochwasser waren jedoch erfreulicherweise nicht zu verzeichnen. Viel verderblicher als die nicht übermäßige Menge der Niederschläge war jedenfalls ihre Häufigkeit und ihre fast tägliche Wiederholung. Dadurch hat bereits die Feuernte einen bedeutenden Schaden erlitten, und für die Getreideernte waren bisher die Aussichten gleichfalls wenig günstig. Sehr geringe Hoffnungen muß man auch auf den 1909er Wein setzen, für dessen Güte das anhaltende, traurige Regenwetter wie Gift gewirkt haben muß, so daß es voraussichtlich einen sauren und unergiebigen Jahrgang geben wird, wie in den Jahren 1879, 1888, 1898 unsehligen Angebentens.

Gar mancher Sommergast und Vergnügungsreisende, der in diesem Monat Juli seine Ferien in freier Natur verleben wollte, ist voll Mißmut über den unerträglichen Regenreichtum der letzten Wochen, der in den Bergen wie an der See gleich unangenehm fühlbar war, schon vorzeitig wieder in seine Heimat zurückgekehrt, weil er die Hoffnung verloren hatte, daß die seit Wochen unausgesetzt wehenden Westwinde in diesem Sommer noch einmal ihre feuchte Herrschaft an eine andere Windrichtung abgeben würden. Zu derartigen Optimismus liegt jedoch keine Veranlassung vor. Sind doch die Fälle nicht eben selten, daß auf einen total verregneten Sommerbeginn ein sehr schöner Spätsommer oder auch Herbst folgt. Es sei nur erinnert an die beiden schlimmsten verregneten Sommer neuerer Zeit, 1898 und 1907. Im erstgenannten Jahre war der Juli in Bezug auf Regenhäufigkeit und Kühle noch ungleich trostloser geartet als die jüngsten Wochen des Juli, und dennoch folgte ein ungemein warmer, schöner und trockener August- und Septembermonat; 1907 hingegen dauerte das unausgesetzt regnerische und kalte Wetter sogar bis in die ersten Tage des September. Zur Entschädigung brachte dann daselbst ein Jahr einen beispiellos warmen, schönen und langdauernden Nachsommer und Herbst, der bis in den Anfang November hinein währte. So pflegen sich gerade in der Bitterung gern die extremen Gegensätze auszugleichen und im Durchschnitt normale Verhältnisse nach Möglichkeit wieder herzustellen, und die Periode schönen und warmen Wetters, die inzwischen eingesetzt hat, berechtigt ja noch zu den besten Hoffnungen.

Kleines feuilleton.

Sonnenblumen. Um die Häuschen der Bahnbärter und der Laubentkolonisten ist ein mannshohes Kraut emporgeschossen, das sie oft wie ein Wäldchen umhüllt. Die großen, gelben Blüten scheiben drängen sich weithin den Wänden auf, man müßte denn gerade die Pflanzen zwischen sich und der Sonne haben. Denn die Sonnenblume folgt dem Laufe der Sonne in ausgezeichnete Weise, und ihr Name ist so volltümlich, als ob wir es mit einem einheimischen Gewächs zu tun hätten. Doch ist ihre Heimat im Südamerika, und vor ein paar Jahrhunderten kannte niemand

das stätliche Gewächs bei uns. Unter unseren einheimischen einjährigen Gewächsen ist keines, das sich in der Größe, im raschen Wachstum und in der Wassigkeit der Entwicklung auch nur entfernt mit der Sonnenblume messen könnte, wie denn ihre Blütenblätter jede heimatische Blume auch der Größe nach in den Schatten stellen. Freilich stellen diese Scheiben einen Kunstgriff der Natur dar, wie er bei allen Vertretern der sogenannten „Närbchenblüter“ zu beobachten ist, bei unserer Pflanze aber besonders deutlich hervortritt. Was uns als eine Blume erscheint, besteht in Wirklichkeit aus ein- bis zweitausend und mehr kleinen, braunen Blüten, die dicht zusammengedrängt auf einem gemeinsamen Blütenboden sitzen und von gelben Strahlenblüten dazwischen eingefaßt werden, daß der Eindruck einer einzigen riesigen Blüte entsteht. Macht man einen Schnitt quer durch die Blüte und entfernt man einige der kleinen Blüten, so sieht man, daß der gemeinsame Blütenboden mit zahlreichen bienenwabernartigen Vertiefungen versehen ist, in denen die Blüten stecken. Die Vereinigung zahlreicher kleiner Blumen zu einem großen Ganzen, das weithin anziehend auf die Insekten wirkt, ohne deren Mit Hilfe die Pflanze keine reifen Samen hervorbringen könnte, stellt eine sehr hohe Stufe der Entwicklung im Pflanzenreiche dar, und die Sonnenblume kann sich daher auch in dieser Hinsicht sehen lassen.

Abgesehen von ihrer dekorativen, wenn auch etwas hässlichen Wirkung kann man ihr auch einen praktischen Nutzen zusprechen. Für die Bienen ist sie eine beliebte Honigpflanze, und die Samen haben unter den Hühnern, Späßen und Kindern begeisterte Freunde. Wenn sie enthülst und gepreßt werden, so liefern sie eine beträchtliche Menge eines fetten Oeles, und zu diesem Zwecke wird die Sonnenblume auch z. B. in Rußland und Ungarn angebaut. Da sie auf nassem Boden gut gedeiht, wird sie in Gärten mit sumpfigem Boden, die unter Wechselfieber zu leiden haben, auch zur Verbesserung der sumpfigen Gelände gepflanzt. Sie stammt, wie gesagt, aus Südamerika, aber heute möchten wir die Sonnenblume, die ein recht volkstümlich gewordenes Gewächs geworden ist, in der heimischen Flora nicht mehr missen.

Kunst.

Franz Diederich, Meisterbilder. Vergleichsmappen. (Ratschläge, die vom Kunstwart herausgegebenen „Meisterbilder fürs deutsche Haus“ anzusehen.) — Während es uns noch vor einigen Jahren an gutem, billigem und künstlerisch einwandfreiem Wandschmuck fast völlig fehlte und allerhand wertloser Plunder sich an den Zimmerwänden auch der besser situierten Volksschichten breitmachte, ist neuerdings dank der verbesserten Techniken der Reproduktionskunst eine solche Ueberfülle von Kunstblättern auf den Markt gebracht worden, daß es nicht mehr leicht ist, sich unter dem Dargebotenen zurecht zu finden. Wer eine gute Wiedergabe zum Wandschmuck erwerben oder sich eine Sammlung von Blättern anlegen will, kommt nicht selten in Verlegenheit. Freilich, wer diese Kunstwerke gesehen hat und in der Kunstgeschichte Bescheid weiß, dem genügt ein Bildverzeichnis, das einfach Namen an Namen reißt. Aber bei der großen Masse derer, denen die Namen des Katalogs bloß Namen ohne Begriff sind, wird meistens der Zufall darüber entscheiden, ob der Käufer gerade das kriegt, was für ihn persönlich das geeignetste ist. Denn darauf kommt es an: er soll nicht nur ein gutes Bild kaufen, sondern ein gutes Bild, das gerade seinen individuellen Neigungen und Wünschen und gerade seinen seelischen Fähigkeiten so entspricht, daß er sich ihm aufs innigste anschließen kann. Die vom Kunstwart herausgegebenen „Meisterbilder fürs deutsche Haus“ bieten ein durchweg einwandfreies und wertvolles Material, aber ihr Verzeichnis, das die Bilder in der Reihenfolge des Erscheinens nennt, kann dem in Kunstdingen Unerfahrenen keinerlei Fingerzeige bei einer etwaigen Auswahl bieten. Es bedarf notwendig einer Ergänzung durch eine zusammenfassende Gruppierung der Kunstwerke. Einen Versuch dieser Art hat Franz Diederich in seiner kleinen Schrift „Kunstwart“ Verlag Georg D. W. Callweg, München 1909) unternommen. Er stellt aus dem Vorrat der Meisterbilder eine Liste von Gruppen zusammen. Dafür boten sich ihm verschiedene Wege. Er konnte die Schöpfungen der einzelnen Schulen, Nationen, Zeitalter, Stilepochen zusammenstellen. Er konnte aber auch ohne Rücksicht auf die Meister und die Entstehungszeiten, lediglich nach dem, was die Bilder ausdrücken und darstellen, die Gruppen ordnen. Diesen letzten Weg hat Diederich eingeschlagen und, wie mir scheint, mit Recht. Denn es kommt bei der Erziehung zum Kunstgenießen weniger auf die Vermittlung kunstwissenschaftlicher Kenntnisse als darauf an, ein unbefangenes, möglichst intimes und tiefes persönliches Eindringen in die Kunstwerke anzubahnen. Diederich ordnet nicht nach dem äußeren, sondern nach dem, wie er sagt, „seelischen“ Inhalt der Bilder und stellt 130 Gruppen auf: zum Beispiel „Menschliche Größe“, „Leichtförm“, „Güte“, „Spöttelei“, „Liebe“, „Mutter und Kind“, „Familie“, „Frauensönlichkeit“, „Der Tod“, „Lanz“, „Menschmenge“, „Raumtiefe“, „Hanszierrat“, „Musik“, „Jahreszeiten“, „Tageszeiten“ usw. Die Handhabung der Liste verursacht keine Schwierigkeit. Die 24. Gruppe „Der ringende Geist“, enthält z. B. die Nummern 3, 69, 119, 141, 144. Das nach der Reihenfolge geordnete Verzeichnis der Meisterbilder erklärt uns die Zahlen. Nämlich: 3. Dürer, „Melancholie“, 63. Rembrandt, „Faust“, 119. Raffael, „Papst Julius II.“, usw. Jedes einzelne Blatt kann natürlich, je

nach dem Gesichtspunkt, unter dem es betrachtet wird, bald dieser, bald jener Gruppe angehören. — Mit diesem Verzeichnis in Händen wird jeder Käufer wissen, was er wählen soll. Wer ein Bild für seine Zimmerwand sucht, wird das gerade für seine Neigung Geeignete leichter finden können, und wer ein Bild beschenken will, kann die Eigenart dessen, der mit dem Geschenk erfreut werden soll, bequemer als bisher berücksichtigen. Aber nicht nur beim Ankauf, sondern auch beim Genießen des bereits erworbenen Materials wird die Diederichsche Gruppenliste gute Dienste leisten. Wer sich aus dem Vorrat der Meisterbilder eine Sammlung von Blättern angelegt hat, dem ist mit der Liste ein Wegweiser gegeben, wie er seine Schätze in wechsellöblicher und sinnreicher Weise für sich fruchtbar machen kann. Er kann sich nach den verschiedensten Gesichtspunkten immer neue Vergleichsmappen zusammenstellen und durch den Vergleich die einzelnen Kunstwerke von immer neuen Seiten her beleuchten. Wie sehr diese intensive Beschäftigung mit den vorzüglichen Reproduktionsblättern des Kunstwerks den Genuß erhöhen und das Verständnis vertiefen muß, ist klar. Wir wünschen der Diederichschen Schrift, die für den billigen Preis von 50 Pf. zu haben ist, die weiteste Verbreitung in unserem Leserkreise und hoffen, daß auf dem hier eingeschlagenen Wege recht bald weitere Versuche mit anderen volkstümlichen Reproduktionsmappen folgen werden. J. S.

Aus dem Tierreiche.

Die Tiermappen der deutschen Südpolarexpedition. Die Veröffentlichungen der deutschen Südpolarexpedition legen, je weiter sie fortschreiten, ein immer stärkeres Zeugnis für den Gelehrtenfleiß ab, der in dieser Unternehmung selbst und ebenso in der Verarbeitung ihrer Ergebnisse sich betätigt. 15 mächtige Bände sind schon jetzt in Aussicht gestellt worden und teils vollständig, teils in einzelnen Heften erschienen, und es steht zu erwarten, daß der überraschend reiche Gewinn namentlich an zoologischem Material eine noch weitere Ausdehnung des ursprünglichen Bearbeitungsplanes notwendig machen wird. Bei den biologischen Arbeiten ist noch ganz besonders hervorzuheben, daß die Leitung der Expedition sich nicht zu sehr durch nationale Rücksichten, die bei der Erfüllung großer und vielseitiger wissenschaftlicher Aufgaben leicht zu einer Beeinträchtigung des Erfolges führen, hat einschränken lassen. Für die Bearbeitung der zoologischen Sammlungen ist der Gesichtspunkt maßgebend gewesen, für die einzelnen Gebiete der hervorragendsten Sachkenner zu gewinnen, gleichviel, welcher Nation sie angehören. Die heutige Verzweigung der großen Forschungsgebiete bringt es mit sich, daß fast jede Tiergruppe ihre Spezialforscher besitzt, oft auch nur einen einzigen. Infolgedessen sind an den zoologischen Veröffentlichungen der deutschen Südpolarexpedition nicht nur deutsche, sondern auch auswärtige Gelehrte beteiligt. Das ganze Material wurde in fast 70 Gruppen eingeteilt und an mehr als 50 Gelehrte vergeben, darunter solche aus Oesterreich, Frankreich, England, Dänemark, Schweden, Norwegen und Rußland. Die ersten beiden Bände der Zoologie enthalten bereits die Beschreibung von 710 Tierarten, von denen nicht weniger als 274 für die Wissenschaft neu sind. Das ist ein Ergebnis, das sogar den Sammlern selbst überraschend gewesen ist, und vielleicht hat noch niemals eine Forschungsreise, die sich immerhin auf einem beschränkten und dazu noch klimatisch ungünstig gelegenen Gebiet betätigt hat, ein so reiches und wichtiges Material heimgebracht. Der Leiter des zoologischen Teiles, Professor Benj. Henslow, hat in dem Vorwort zu einem der abgeschlossenen Bände einige Mitteilungen über die Außerordlichkeiten der Sammeltätigkeit auf der Reise gemacht. Diese begann gleich nach der Ueberfahrt zum Äquator, weil es darauf ankam, den Einfluß des Südpolargebietes auf die Tierwelt in der Tiefsee festzustellen. Darüber wurden selbstverständlich die Beobachtungen der Tiere an der Oberfläche nicht vernachlässigt. Die Fänge wurden ebensoviel bei Tag wie bei Nacht ausgeführt und besondere Aufmerksamkeit der übrigens sehr erheblichen Verschleppung der Tiere durch das Expeditionsschiff gewidmet. An der Station selbst wurden dann alle bisherigen und neu hinzukommenden Fänge gesichtet, die Tiere geborgen und konserviert, was zuweilen außerordentliche Schwierigkeiten machte. Die Summe der Arbeit wird vielleicht am besten durch die Tatsache veranschaulicht, daß zum Konservieren nicht weniger als 2600 Liter Alkohol neben 40 Litern Formol gebraucht wurden.

Die einzelnen Arbeiten umfassen zum Teil nur kleine Tiergruppen, aber sie sind meist von einer weittragenden Bedeutung für den Fortschritt der Gesamtwissenschaft und gleichzeitig für die Erdgeschichte, indem sie über das neue Material hinausgehen und auf Grund seiner Verarbeitung einmal systematische Schlüsse und ferner Folgerungen auf die geographische Verbreitung der betreffenden Tiere und endlich Aufschlüsse für die Frage der ehemaligen Verteilung von Land und Meer auf der südlichen Halbkugel beibringen. Ein weiteres überaus wichtiges Problem, das im Zusammenhang damit in vielen der Abhandlungen erörtert wird, bezieht sich auf die Frage der Unterschiede zwischen der Tierwelt im nördlichen und im südlichen Polargebiet und der Vermischung beider Lebenszonen über den Äquator hinweg. So treten auch in den Spezialarbeiten überall große Gesichtspunkte in den Schlussfolgerungen hervor. —